Jonathans Abenteuer – Text und Bild von Bettina Schuttemeier

Jonathan und sein Vater waren hundemüde. Sie hatten die Nacht in ihrem Fischerboot auf dem See verbracht und ihr Schleppnetz war gut gefüllt mit Fischen. Nachdem sie es ans Ufer gezogen hatten, mussten sie schnell die Fische in Körbe sortieren. Fische, die keine Schuppen hatten und daher als unrein galten, mussten sofort aussortiert und weggeworfen werden. Die Zwischenhändler warteten bereits am Ufer, um die guten Fische so frisch wie möglich zum Markt zu bringen.
Einige Fische behielten Vater und Sohn für sich und die Familie. Während Jonathan schon damit begann, die Netze zu säubern, machte sein Vater Feuer, damit sie ihre Fische braten konnten, bevor sie in der zunehmenden Hitze verdarben.
Während Jonathan beim Auswaschen der Netze über die Freundschaft seines Namenspatrons zu David, deren Geschichte sein Vater ihm gefühlt hundert Mal erzählt hatte, nachdachte, sah er aus der Ferne eine große Menschenmenge am Ufer entlang eilen. Ob die alle in sein Heimatdorf Betsaida wollten? Was gab es da so besonderes?
Eigentlich hatte er nach getaner Arbeit noch kurz im See baden wollen, um wenigstens ein bisschen von dem Fischgeruch abzuwaschen, der in jeder Pore seines Körpers zu sitzen schien. Anschließend wollte er sich mit seinem Vater frisch gegrillten Fisch schmecken zu lassen, bevor sie nach Hause gingen. Doch nun drängte es ihn, den Grund dieses Menschenauflaufs herauszufinden. Daher beeilte er sich mit der Arbeit und schöpfte sich danach nur mit den Händen eine Ladung Wasser ins Gesicht, um die Müdigkeit zu vertreiben. Dann schnitt er rasch ein wenig Schilfgras, legte es in ein Stück Leinentuch, schnappte sich einige Fische vom Grill und wickelte sie darin ein. So konnte er sie in seine Umhängetasche stecken und loslaufen. „Jonathan, wo willst du hin?“, rief sein Vater. Aber Jonathan hörte ihn schon nicht mehr. Vielleicht konnte er sich einfach unter die Leute mischen und lauschen, warum sie alle so aufgeregt und eilig unterwegs waren.
Als er ein paar Sätze aufgeschnappt hatte, ließ er sich mit dem Menschenstrom mitziehen, weiter in die hinter dem Dorf aufsteigenden, unbewohnten Hügel. In dieses einsames Weideland wollte der Wanderprediger aus Nazareth mit seinen Jüngern kommen, hatte er herausgehört. Dieser spreche über die Tora, wie sonst keiner. Und Kranke habe er geheilt. „Okay,“ dachte Jonathan, „krank bin ich zum Glück nicht, aber wenn er auf besondere Weise über die Tora spricht, kann ich so kurz vor meiner Bar Mizwa vielleicht noch was lernen.“ Vor lauter Aufregung war seine Müdigkeit vergessen und er rannte, um die Ankunft dieses Jesus nicht zu verpassen und einen guten Platz zum Zuhören zu bekommen.

Als Jonathan Jesus anschaute, sah er, dass auch er müde aussah und ahnte, warum er sich in diese Gegend hatte zurückziehen wollen. Doch als jener die vielen Menschen sah, blickte er kurz verstohlen gen Himmel, nickte und lächelte kaum merklich und ließ sich dann auf einem Felsen nieder, um zu den Leuten zu sprechen. Seine Ausführungen dauerten lange, waren aber so anschaulich und spannend, dass Jonathan sich keine Sekunde langweilte. Irgendwann jedoch knurrte sein Magen so laut, dass es alle drumherum hören konnten. Niemals hätte Jonathan gedacht, was sein Magenknurren in Gang setzen würde. Plötzlich wurden Körbe herumgereicht, aus denen die Menschen, die sich in Gruppen zusammen gesetzt hatten, ein Stück Brot nehmen konnten. Jonathan fielen die Fische in seiner Tasche ein. Er nahm einen für sich und den jungen Mann neben sich und legte die anderen in den Korb, bevor dieser weitergereicht wurde.
Nachdem Jonathan nun endlich etwas im Bauch hatte, wurde er müde. Und jetzt sollte er noch nach Hause laufen. Sein Vater würde ihn sicher schon längst vermissen.

Er hatte sich gerade vom Boden aufgerafft, als er Jesus seinen Jüngern zuraunen hörte, sie sollen schon mal vorfahren nach Betsaida, während er die Menschen nach Hause schickte. „Betsaida! Genau da will ich hin.“, merkte Jonathan auf. Er schlich sich an den Jüngern vorbei, lief zum Ufer, kletterte in deren Boot, entdeckte, während er sich suchend nach einem Versteck umschaute, ganz am Ende in der Ecke ein Segeltuch und eine dicke Ziegenhaardecke und verbarg sich darunter. „Jetzt komme ich ganz schnell nach Hause“, dachte er.
Beim sanften Schaukeln des Bootes schloss Jonathan die Augen und schlief ein. Doch als nach einer Weile die Zwölf das Boot bestiegen, erwachte er von deren aufgeregten Stimmengewirr. „Wie hat er das gemacht? Wir hatten doch nur fünf Brote und zwei Fische?“
„Der Herr ist mein Hirte, nichts wird mir fehlen...“, zitierte einer von ihnen.
„Warum sollten wir vorfahren? Er hätte doch gleich mit uns fahren können?“, wollte ein dritter wissen.
„Er will allein sein und beten“, meinte ein anderer.
Jonathan spitzte weiter die Ohren. Ganz in der Nähe hörte er zwei Brüder tuscheln:
„Wenn dieses Reich kommt, von dem er erzählt – wir sollten ihn fragen, ob wir da die Plätze neben ihm bekommen.“
Jonathan verhielt sich ganz still, um nicht entdeckt zu werden, obwohl ihm unter der Ziegenhaardecke schrecklich warm war. Als das Boot abgelegt hatte, wiegte ihn die Fahrt wieder in den Schlaf.

Es dauerte nicht mehr lange, bis die Sonne untergegangen war. Auf die eben noch recht warme Luft über dem zweihundert Meter unter dem Meeresspiegel liegenden See stürzte der rasch sehr kalt werdende Luftstrom aus den über tausend Meter höher gelegenen Golanhöhen wie eine unsichtbare Lawine die Hänge hinab. Durch das rivalisierende Ringen der unterschiedlichen Luftmassen entstanden in wenigen Minuten raue Sturmböen, die die zuvor spiegelglatte Oberfläche des Sees in wilden Aufruhr brachten. Die Wellen peitschten in kurzen Abständen von verschiedenen Seiten auf das kleine Fischerboot ein. Denn der See war mit seinen etwa 12 Kilometern Breite und 21 Kilometern Länge zum einen nicht besonders groß, zum anderen hatten die Wellen durch die umliegenden Steilhänge auch keinen Platz, um in Ruhe auszulaufen, sondern wurden von den Felsen rasch wieder zurückgedrängt.
Auch wenn einige der Männer erfahrene Fischer waren, mischte sich hörbare Unruhe in ihre Rufe.

Ihre Schreie weckten Jonathan, der bis dahin erschöpft und fest geschlafen hatte. Nachdem er sich zuvor wie in einer Wiege gefühlt hatte, kam es ihm nun so vor, als sei er in einer Nussschale den unberechenbaren Mächten und Gewalten der Natur ausgesetzt.
„Adonai, rette mich!“, schrie er tonlos voller Angst.
„Du, Adonai, hast den Wind und das Wasser erschaffen. Du bist Herr über sie. So herrsche nun auch über Sturm und Wellen!“
Etwas anderes fiel Jonathan in dem Moment nicht ein, als zu beten und sich an seinem Platz irgendwie festzuklammern.
Doch die nächste Welle schlug noch härter gegen das Boot. Jonathans Hand, die sich am Bootrand festgeklammert hatte, wurde erbarmungslos losgerissen. Er schleuderte durch das Boot, prallte unsanft gegen die andere Seite und stieß sich dabei ordentlich am Kopf. Die Männer waren so damit beschäftigt, gegen den unruhigen Wind, der sie zurück gegen die

Steilküste drängen wollte, anzukämpfen, dass sie den Jungen nicht bemerkt hatten. Mit allen Kräften ruderten die Männer weiter. Und Jonathan versuchte einfach, sich irgendwie festzuhalten, um nicht noch über Bord zu gehen. Nach kräftezehrenden Stunden waren sie etwa auf der Mitte des Sees angekommen. Es war stockdunkel. „Wenn die Nacht am dunkelsten ist, ist der Morgen nicht mehr weit“, ging es Jonathan durch den Kopf.

Einer von den Männern schrie plötzlich auf, als er in der Ferne eine Gestalt ausmachte, die über das Wasser zu gehen schien. Jonathan hielt sich mit einer Hand den schmerzenden Kopf und blinzelte verschwommen. Ja, tatsächlich, da war etwas. Es sah so aus, als wolle die Gestalt an ihnen vorübergehen. „Hilfe, ein Gespenst!“, hörte er jemanden angstvoll rufen. Und alle schrien vor Furcht.
„Ego eimi, ich bin es! Fürchtet euch nicht!“, rief Jesus ihnen zu.
„Es ist der Herr“, raunte Johannes dem Simon zu. Simon schaute zunächst ungläubig, dann nahm er allen Mut zusammen und rief der Gestalt zu:
„Herr, wenn du es bist, befiehl, dass ich über die Wasser zu dir komme.“
„Dieser Simon, immer von einem Extrem ins andere“, raunte Judas dem Jakobus zu.
„Von wegen Fels...“, gab Jakobus zurück, während beide weiter die Ruder betätigten, um das Boot auf Kurs zu halten.
Jonathan beobachtete die Szene gespannt. Was würde wohl als nächstes passieren? Immer noch war sein Blick verschwommen. Er vernahm, wie die Gestalt einen Arm ausstreckte und den Simon heranzuwinken schien. Dieser schwang ein Bein über die schwankende Bootswand und klammerte sich fest, bevor er auch das andere Bein nachzog. Sein Blick war fest auf Jesus gerichtet:
„Komm!“, rief Jesus ihm zu.
„Auf ihn hin...“, dachte Simon Petrus, während er langsam die Hand vom Rand des Bootes nahm und sich darauf konzentrierte, Jesus näherzukommen.
Für einen Moment schien die Zeit stillzustehen.
Die elf Männer auf dem Boot hielten den Atem an und auch Jonathan vergaß vor lauter Aufregung Luft zu holen.

Der gefühlt zeitlose Moment wurde jäh durch das Rauschen einer herannahenden Welle durchbrochen. Petrus wandte den Kopf in die Richtung, aus der er das bedrohlich wirkende Geräusch vernahm und es überkam ihn große Furcht. Gleich würde die Welle ihn überrollen. In Todesangst schrie er auf: „Herr, rette mich!“
Jonathan sah, wie Jesus seinen Freund am Arm packte.
„Du Kleingläubiger! Warum hast du gezweifelt?“, sprach er zu ihm.
Dann kam es Jonathan so vor, als schaute Jesus in seine Richtung mit einem Blick, der zu fragen schien: „Und du Jonathan, vertraust du mir?“, bevor er zusammen mit Petrus das Boot bestieg.

Plötzlich hatte der Wind so schnell aufgehört zu wehen, wie er am Abend zuvor gekommen war.
Jonathan kroch wieder zurück zu der Decke aus Ziegenhaar und wickelte sich ein. Ihm war schrecklich kalt, sein Kopf schmerzte immer noch und seine Augen waren schwer wie Blei. Die Erschöpfung übermannte ihn und er fiel wieder in den Schlaf, bis ihn die Sonnenstrahlen in der Nase kitzelten. Er nieste und schaute sich vorsichtig um. Auch die Männer lagen im Boot und schliefen. In einiger Entfernung konnte Jonathan das Ufer ausmachen. „Oh je, das war aber nicht Betsaida. Das sah eher aus wie Genezareth“, dachte

er. „Da muss ich dann gleich noch zwei bis drei Stunden nach Hause laufen.“
Dann fiel ihm ein, wie er überhaupt hierher gekommen war und erinnerte sich an die vergangene Nacht.

Das musste ein Traum gewesen sein. Oder konnte es sein, dass er das wirklich erlebt hatte und dass ausgerechnet, als er seinen Gott verzweifelt angerufen hatte, dieser Jesus aufgetaucht war, aber erst einmal vorübergehen wollte, überlegte er.
Jonathan kannte die Geschichten von Mose und Elija, an denen Gott vorübergegangen war.
Dann hatte letztens ein Lehrer in der Synagoge aus einem Buch namens Hiob zitiert:
„Er allein spannt den Himmel aus und schreitet auf den Wellen des Meeres.“
In Psalm 77,20 heißt es „Dein Weg ging durch das Meer, dein Pfad durch große Wasser“.
„Wer außer Gott könnte sonst über das Wasser gehen?“, fragte der Junge sich.
Oder hatte er doch ein Gespenst gesehen beziehungsweise davon geträumt?
Aber dann dieses „Ego eimi“. Er wäre ein schlechter Tora-Schüler, wenn er dabei nicht sofort die Szene von Mose am brennenden Dornbusch vor Augen gehabt hätte. Trotzdem war alles so surreal.

Sein Kopf brummte allerdings immer noch. Er betastete ihn mit der Hand. Oh ja, da war eine dicke, verkrustete Beule am Hinterkopf. Immerhin das hatte er nicht geträumt. Aber danach? Richtig klar sehen hatte er nach dem unsanften Aufprall nicht mehr können. Vielleicht war er auch einfach ohnmächtig geworden.
Mittlerweile waren die Männer wach geworden und rappelten sich auf, um das letzte Stück ans Ufer zu rudern. Jonathan schaute sie der Reihe nach an, um zu schauen, ob er diesen Simon Petrus aus seinem Traum wiedererkennen würde. In seinem Innern hörte er noch einmal den Satz an Petrus nach:
„Du Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt.“

Und plötzlich spürte der Junge einen Blick auf sich ruhen. Er blickte auf und war verwirrt. Wenn er das alles nur geträumt hatte, überlegte er, wie kam dann dieser Jesus auf das Boot? Jesu Blick, der auf ihm ruhte, kam Jonathan seltsam vertraut vor und wieder schien er zu sprechen: „Und du Jonathan, vertraust du mir?“

